

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

J. J. Rousseau

Möbius, Paul J.

Leipzig, 1911

II. [Das Mannesalter.]

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8500

II.

Im Herbste 1741 kam Rousseau nach der Hauptstadt Frankreichs, um da sein Glück zu machen. Dies gelang ihm nun freilich zunächst nicht, vielmehr musste er sich kümmerlich genug durchschlagen. Da hier jedoch nicht Rousseau's Lebensgeschichte, sondern nur seine Krankheitsgeschichte erzählt werden soll, müssen wir von der Schilderung des Einzelnen absehen. Man kann die ersten Jahre, die Rousseau in Paris zubrachte, als die der inneren Reifung bezeichnen. Er gab sich bald musikalischer, bald literarischer Beschäftigung hin, lernte Menschen und menschliche Einrichtungen kennen und machte vor Allem Bekanntschaft mit den Schattenseiten der Civilisation. Unterbrochen wurde der Pariser Aufenthalt durch eine Reise nach Venedig. Der französische Gesandte in dieser Stadt hatte Rousseau die Stelle eines Privatsecretärs angeboten und Rousseau bekleidete sie durch achtzehn Monate, bis er sich nämlich mit dem Gesandten, einem ebenso eingebildeten als unfähigen Manne, überwarf. Vor dieser Reise machte er eine acute Erkrankung durch. „Ich zog mir in Folge eines vernachlässigten Schnupfens eine Lungenentzündung zu, an der ich

Die Blasenstörungen.

sterben zu müssen glaubte. Dergleichen entzündliche Zufälle, Seitenstechen und besonders Halsentzündungen, denen ich sehr unterworfen war, habe ich viele in meiner Jugend gehabt, die ich hier nicht alle aufzähle, die mir aber immer den Tod nahe genug zeigten, um mich mit dem Gedanken an ihn vertraut zu machen“. In Venedig (1743) scheinen die Blasenbeschwerden, die fortan dem armen Rousseau das Leben verbitterten, zum ersten Male seit der frühesten Kindheit in stärkerer Weise aufgetreten zu sein. „Ein Bildungsfehler der Blase verursachte während meiner ersten Lebensjahre eine andauernde Harnverhaltung, und meiner sorglichen Tante Suzon kostete es unglaubliche Mühe, mich zu erhalten. Sie kam jedoch zum Ziele, und meine kräftige Constitution gewann die Oberhand; meine Gesundheit befestigte sich während meiner Jugend dermaassen, dass ich, abgesehen von der Erschöpfungskrankheit, deren Geschichte ich erzählt habe, und von dem häufigen Drange, Wasser zu lassen, der mir bei jeder Erregung peinlich wurde, mein dreissigstes Jahr erreichte, fast ohne meine anfängliche Schwäche zu fühlen. Zuerst machte sich dieselbe wieder geltend bei meiner Ankunft in Venedig. Die Beschwerden der Reise und die entsetzliche Hitze, der ich ausgesetzt gewesen war, verursachten mir Harnbrennen und Nierenschmerzen, Erscheinungen, die bis zum Eintritte des Winters anhielten“. Am 26. August 1748 schreibt Rousseau an Frau von Warens: „Ich hoffte nicht mehr, meine gute, liebe Mama, dass ich noch einmal das Vergnügen haben würde, an Sie zu schreiben; seit meinem letzten Briefe

Rousseau's Mannesalter.

haben mich nacheinander zwei böse Krankheiten heimgesucht. Zuerst hatte ich einen Anfall von Nierenschmerzen, Fieber, Hitze und Harnverhaltung. Der Schmerz hat in Folge von Salpeterbädern und anderen harntreibenden Mitteln nachgelassen, aber die Schwierigkeit, zu uriniren, dauert an und der Nierenstein, der sich in die Blase hinabgesenkt hat, kann nur durch eine Operation herausgeschafft werden. Daran zu denken erlaubt mir aber weder meine Gesundheit, noch mein Beutel; ich muss mich in Geduld und Ergebung fassen, Mittel, die man immer zur Hand hat, die aber nicht viel helfen. Zweitens hatte ich eine heftige Magenkolik, die sich in beständigem Erbrechen und heftigem Durchfall äusserte. Ich habe tausend Mittel vergeblich dagegen versucht. Das Erbrechen ist gestillt, aber ich kann noch immer nicht verdauen. Ich darf fast gar nichts geniessen und bin dabei unglaublich schwach“. Im Jahre 1749 war Rousseau's Freund Diderot zu Vincennes gefangen gesetzt worden und Rousseau lief, so oft er irgend konnte, an den überaus heissen Sommernachmittagen hinaus, um den gefangenen Freund zu trösten. „In Folge dieser Ueberanstrengungen bekam ich ein heftiges Nierenweh, von dem an ich nie wieder zu meiner früheren Gesundheit gelangte“. Im Jahre 1750 wollte Francueil, Generaleinnehmer bei den Finanzen, Rousseau den Posten eines Kassirers übertragen. Rousseau versuchte sich zwar eine Zeit lang in dieser Stellung, aber die Thätigkeit war ihm zuwider und das Gefühl der Verantwortlichkeit lastete schwer auf ihm. „Zu der Zeit, von der ich rede,

Die Blasenstörungen.

erlitt ich einen schweren Rückfall, weil ich mich mit der hässlichen Arbeit an der verdammten Kasse etwas überanstrengt hatte, und fünf oder sechs Wochen lag ich zu Bett im traurigsten Zustande, den man sich vorstellen kann. Frau Dupin schickte mir den berühmten Morand, der trotz seiner Geschicklichkeit und der Zartheit seiner Hand mir unglaubliche Schmerzen verursachte und dem die Sondirung niemals bei mir gelang. Er rieth mir, mich an Daran zu wenden, dessen biegsamere Bougies sich in der That einführen liessen. Aber Morand erklärte, als er der Frau Dupin über meinen Zustand berichtete, dass ich in einem halben Jahre nicht mehr am Leben sein würde“. Dieser Ausspruch des Arztes kam Rousseau zu Ohren und veranlasste ihn zu dem folgenreichen Entschlusse, sich von den Fesseln der Gesellschaft zu befreien, seine bisherige Stellung als Secretär der Frau Dupin aufzugeben und sein Brot durch Notenschreiben zu erwerben. Er legte allen Schmuck, Uhr und Degen ab und wollte den kurzen Rest seines Lebens in Unabhängigkeit und Armuth verbringen. „Jener Anfall, den ich erlitten, zog Folgen nach sich, die mich nie wieder zu meinem früheren Wohlsein gelangen liessen, und ich glaube, dass die Aerzte, denen ich mich anvertraute, mir ebensoviel schadeten wie die Krankheit. Ich wandte mich nach einander an Morand, Daran, Helvetius, Malouin, Thierry, die alle sehr gelehrt und alle meine Freunde waren. Jeder behandelte mich auf seine Art, keiner half mir, jeder machte mich schwächer. Je mehr ich mich ihren Weisungen unterwarf, um so

Rousseau's Mannesalter.

gelber, magerer und hinfälliger wurde ich. Meine von den Aerzten aufgeregte Phantasie bemaass meinen Zustand an dem Erfolge der Medicamente und liess mich nur Tod und vor ihm Leiden wahrnehmen, Harnverhaltung, Gries und Stein. Alles, was Anderen hilft, Tisanen, Bäder, Blutentziehungen, verschlimmerte mein Leiden. Da ich bemerkte, dass die Daran'schen Sonden, die allein etwas nützten, und ohne die ich nicht mehr leben zu können glaubte, immer nur vorübergehende Erleichterung brachten, schaffte ich mir mit grossen Kosten einen ungeheuren Vorrath davon an, um sie mein Leben lang benutzen zu können, auch wenn Daran nicht mehr da wäre. Während der acht bis zehn Jahre, als ich mich ihrer so oft bediente, muss ich, die eingerechnet, die noch vorhanden sind, für fünfzig Louis gekauft haben. Man begreift, dass eine so kostspielige, so schmerzhaft, so peinliche Behandlung mir nicht viel Ruhe zur Arbeit liess, und dass ein Sterbender keinen übermässigen Eifer aufwendet, um sein tägliches Brot zu gewinnen“. Am 18. October 1752 wurde Rousseau's Singspiel, „der Dorfprophet“, vor dem Könige in Fontainebleau aufgeführt und hatte einen glänzenden Erfolg. Der König wollte dem Dichter und Componisten am nächsten Tage eine Audienz bewilligen und ihm, wie vermuthet wurde, eine Pension ertheilen. „Mein erster Gedanke . . . war, dass ein häufiges Bedürfniss hinauszugehen, das mir schon am Abend während des Schauspiels grosse Beschwerden verursacht hatte, mich leicht auch am andern Morgen martern könnte . . . Dieses Uebel war hauptsächlich der

Die Blasenstörungen.

Grund, der mich von der Gesellschaft fern hielt und mich hinderte, mich in Damenkreise zu begeben. Der blosser Gedanke an den Zustand, in den mich dieses Bedürfniss versetzen konnte, hätte hingereicht, es in solchem Grade hervorzurufen, dass es mir Uebelkeit verursachen musste“. Die letzte Bemerkung Rousseau's dürfte sehr richtig sein: das Seelische spielte bei seinen Blasenbeschwerden vielleicht eine ebenso grosse Rolle wie die anatomischen Veränderungen. An jenem Morgen liess Rousseau sich krank melden und verzichtete auf die Gunst des Königs, wobei freilich die Befürchtung, durch Annahme einer Pension mundtot gemacht zu werden, das Hauptmotiv war. Am 13. Februar 1753 schrieb Rousseau an Frau von Warens: „Ihr Sohn nähert sich mit grossen Schritten seiner letzten Ruhestätte. Das Uebel hat in diesem Winter sich derart entwickelt, dass es mein letzter gewesen sein dürfte“. Im Sommer 1753 machte er einen längeren Ausflug nach Saint Germain, während dessen er den Plan zu seiner Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen entwarf. Nach der Rückkehr fühlte er sich viel wohler. „Ich folgte diesem Fingerzeige, und indem ich mich entschloss, ohne Aerzte und ohne Arznei zu genesen oder zu sterben, sagte ich ihnen Lebewohl für immer und fing an, von einem Tage zum andern zu leben, verhielt mich ruhig, wenn ich nicht gehen konnte, und ging, wenn ich die Kraft dazu hatte“. Besserung im Sommer, Verschlimmerung im Winter, das war für die Folgezeit die Regel. Zu den Blasenbeschwerden gesellten sich die eines Leistenbruches. Gemüthsbewegungen ver-

Rousseau's Mannesalter.

schlimmerten den Zustand. Ueberaus viele und heftige solche Bewegungen bewirkten, dass Rousseau das ganze Jahr 1758 in einem Zustande grosser Hinfälligkeit zubrachte und fortwährend an seinen nahen Tod dachte. „Im Herbste des Jahres 1761 wurde ich ernstlich krank und verbrachte den ganzen Winter in fast ununterbrochenem Leiden“. Am Ende dieses Winters trat er in die Behandlung des Frater Côme. Mit vieler Mühe gelang es diesem ausserordentlich geschickten Manne, eine dünne Sonde in die Blase einzuführen. „Bei der ersten Untersuchung glaubte der Frater Côme einen grossen Stein gefunden zu haben und sagte es mir; bei der zweiten fand er ihn nicht mehr. Nachdem er ein zweites und drittes Mal mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, die mir die Zeit sehr lang werden liessen, untersucht hatte, erklärte er, dass kein Stein da sei, dass aber die Prostata verhärtet und vergrössert sei. Er fand die Blase gross und in gutem Zustande und meinte schliesslich, ich würde noch viel leiden und lange leben“. Diese Erklärung Côme's beruhigte Rousseau ausserordentlich. Insbesondere gab er den Gedanken, den er bis dahin festgehalten hatte, dass nämlich ein Stein ihm einen baldigen und schmerzhaften Tod bereiten werde, endgiltig auf. „Es ist ausgemacht, dass ich von jener Zeit an weniger von meiner Krankheit gelitten habe, als bis dahin“. Nichtsdestoweniger war er in den nächsten Jahren durchaus nicht frei von Schmerzen und Beschwerden. Im August des Jahres 1763 beklagt er sich in einem Briefe, es sei schlimmer als früher, denn das Uebel lasse ihm keine Ruhepausen

Die Blasenstörungen.

mehr. Es sei zwar weniger heftig, ihm aber würden starke Schmerzen mit freien Zeiten lieber sein. Einmal ruft er sogar aus (1764): „Mein Leiden steigert sich und wird fast unerträglich, ich habe auf dieser Erde nur noch zu dulden und zu sterben“. Fahren in einem stossenden Wagen, überhaupt langes Fahren führte wiederholt zu Schmerzen und Harnverhaltung. Besonders nachtheilig schien kühle feuchte Luft zu sein, während Schwitzen wohlthätig wirkte. „Mein trauriger Zustand, der sich stets in dieser Jahreszeit (Winter) verschlimmert, nöthigt mich, täglich mehrere Stunden lang eine Sonde zu tragen. Ich muss auch ein bis zwei Stunden lang durch körperliche Uebungen mich in Schweiß bringen, und lasse ich einmal einen Tag hingehen, ohne dieses Mittel anzuwenden, so muss ich diese Nachlässigkeit während der Nacht grausam entgelten“. „Ich kann mir nur dadurch ruhige Nächte verschaffen, dass ich trotz meiner Schwäche den ganzen Tag Holz spalte, um eine fortwährende Transpiration zu unterhalten“. Seit etwa 1765 scheint jedoch eine allmählich fortschreitende Besserung eingetreten zu sein. Wenigstens erwähnt Rousseau seine Blasenbeschwerden oder sein „gewöhnliches Uebel“ in den Briefen fast gar nicht mehr. Zuletzt schreibt er am 2. April 1771: „Mein gewöhnliches Unwohlsein hat mich während eines Theiles des Winters ans Zimmer gefesselt, ohne doch mich allzusehr zu quälen“.

Bei der Section Rousseau's haben die Obducenten, obwohl sie danach suchten, an den Harnorganen keinerlei Veränderung finden können. Sie haben die Meinung

Rousseau's Mannesalter.

ausgesprochen, es möchte sich entweder um einen Krampf des Blasenhalases, oder um eine Vergrösserung der Prostata, die bei der allgemeinen Abmagerung im Alter zurückgegangen wäre, gehandelt haben. Soemering soll an einen Krampf der Urethra geglaubt haben, Amussat an eine Verengerung des Canals durch Anschwellung der Schleimhaut. Lallemand vermuthete bei Rousseau, wie fast überall, Spermatorrhoe. Am eingehendsten hat sich L. A. Mercier mit dem Gegenstande beschäftigt, und er ist zu der Ansicht gekommen, dass bei Rousseau die von ihm zuerst beschriebene „muskuläre Klappe“ am Blasenhalse, die gewöhnlich Mercier'sche Klappe genannt wird, bestanden habe. Ich schliesse mich dieser Auffassung an, möchte es aber dahingestellt sein lassen, ob ausserdem, wie Mercier will, eine Urethritis chronica vorhanden gewesen ist. Eine Infection hat nie stattgefunden. Die Symptome sind bei der Mercier'schen Klappe ungefähr dieselben wie bei Hypertrophie des mittleren Lappens der Prostata und es ist begreiflich, dass Côme diese Hypertrophie diagnosticirt hat. Sie kommt aber bei jüngeren Männern nicht leicht vor und würde bei der Section der Aufmerksamkeit kaum entgangen sein, während die Mercier'sche Klappe sehr leicht übersehen werden kann, und von Denen, die nichts weiter wussten, wohl übersehen werden musste. Mercier bemüht sich darzuthun, dass alle Eigenthümlichkeiten Rousseau's, seine Neigung zur Einsamkeit, seine übergrosse Empfindlichkeit, seine Verurtheilung der bestehenden Gesellschaftformen, sein Verfolgungswahn u. s. w., Wirkungen der Blasen-

Therese Levasseur.

beschwerden gewesen seien. Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass ich diese etwas specialistische Auffassung nicht theile, wiewohl zuzugestehen ist, dass die andauernden körperlichen Leiden, die eben wegen Rousseau's angeborener Empfindlichkeit grösser waren, als sie sonst gewesen sein würden, Rousseau's Reizbarkeit wiederum steigern mussten. Dass aber, trotz aller Schmerzen, und trotz all des Peinlichen, was sein Leiden mit sich brachte, Rousseau von aller Verbitterung frei und, wie wir sehen werden, auch in seinem Wahne mild und gerecht blieb, das ist für die Vortrefflichkeit seines Wesens ein glänzendes Zeugniß.

Bald nach seiner Rückkehr von Venedig trat Rousseau in ein Verhältniss ein, das für sein Leben von grosser Bedeutung wurde. Therese Levasseur, das Kind herabgekommener Leute, war in dem Hause, in dem Rousseau speiste, „Stütze der Hausfrau“. Das zwei- oder dreiundzwanzigjährige Mädchen zog Rousseau durch ihr gesittetes und sanftes Wesen an, und rasch fanden sich beide. Rousseau erklärte ihr, „dass er sie nie verlassen und nie heirathen würde“, und sie war damit einverstanden. Um eigentliche Liebe scheint es sich nicht gehandelt zu haben. Der Umgang mit dem gutmüthigen und vertrauensvollen Mädchen that Rousseau wohl; es herrschte dabei eine ruhige Zärtlichkeit, die eine gewisse Leere seines Herzens ausfüllte, ohne ihn doch in seinen Gedanken und Bestrebungen zu hemmen. Geistige Leistungen verlangte Rousseau von seiner Gefährtin nicht. Sonst freilich wäre er übel gefahren, denn nach seiner eigenen

Rousseau's Mannesalter.

Schilderung war Therese von einer kaum glaublichen Beschränktheit. „Ihr Geist ist, wie er von Natur ist. Bildung und Pflege haften nicht daran. Ich gestehe ohne Erröthen, dass sie nie recht ordentlich hat lesen können, obgleich sie so ziemlich schreibt.“ Sie verstand das Zifferblatt der Uhr nicht, konnte die zwölf Monate des Jahres nicht behalten, verstand in keiner Weise mit Geld umzugehen und erging sich in den lächerlichsten Missverständnissen. Trotz alledem scheint sie einen gewissen Tact besessen und concreten Verhältnissen gegenüber ein gesundes Urtheil gehabt zu haben. Rousseau rühmt, dass sie ihm in schwierigen Lebenslagen trefflichen Rath gegeben habe, und dass sie im Umgange mit Personen aller Stände nicht nur Anstoss vermieden, sondern auch Achtung gewonnen habe. Das aber, was ihn Zeit seines Lebens an sie gefesselt hat, waren offenbar ihre stets gleich bleibende Sanftmuth und ihre unverbrüchliche Treue. Er nennt sie „den einzig wahren Trost seines Lebens“, durch sie sei sein Leben so glücklich geworden, wie es dem Laufe der Begebenheiten nach werden konnte. Nie spricht er anders als mit Zärtlichkeit und Achtung von ihr. So bestimmten und oft wiederholten Aussagen gegenüber ist es nicht recht verständlich, wie manche Schriftsteller Therese als Rousseau's bösen Geist, als ein böswilliges, zänkisches Wesen, das Rousseau stets zum Schlechten beeinflusst habe, bezeichnen können. In der That sind diese Behauptungen gänzlich unbegründet. Schlimmer als der Mangel an Verstand und Bildung der Genossin war manches andere, was die Verbindung mit sich brachte.

Die Kinder im Findelhause.

Zwar war das Concubinat als solches nach den geltenden Anschauungen kaum anstößig, aber Rousseau gerieth doch durch seine wilde Ehe in ein schiefes Verhältniss zur Gesellschaft und dies, je weniger er leichtsinnig war, um so mehr. Eine sehr unangenehme Zugabe waren die Verwandten Theresens; die Geschwister brandschatzten und bestahlen Rousseau, wo sie konnten, der Vater war ein einfältiger alter Mann, die Mutter hatte alle Eigenschaften einer schlimmen Schwiegermutter. Rousseau hatte die Schwäche, das ordinäre alte Weib in seinem Hause zu dulden. Sie hat ihm jahrelang das Leben verbittert und war die Verbündete derer, die ihm übel wollten.

Das Schlimmste aber war, dass die natürlichen Folgen der Verbindung Rousseau zu verhängnissvollen Schritten veranlassten. Als Therese zum ersten Male schwanger war, ergriff Rousseau, dem seine Lage die Anerkennung und Aufziehung eines Kindes als etwas Unmögliches erscheinen liess, ohne grosses Bedenken das Auskunftsmittel, das seine Bekannten anzuwenden pflegten: Er schickte das Kind, ohne es gesehen zu haben, in das Findelhaus. Das zweite Kind wurde ebenso behandelt. Als das Ereigniss zum dritten Male eintrat, hatte Rousseau schon mit Therese einen Hausstand gegründet und er überlegte reiflich, was er zu thun habe. Er sagte sich, dass er, ein kranker Mann, dessen Ende bevorstehe, seine Kinder nicht würde erziehen können, dass sie in die Hände der Familie Levasseur fallen und trotz der schwachen Therese Spitzbuben werden würden. Er glaubte Theresen Treue

Rousseau's Mannesalter.

schuldig zu sein: „aber in Ansehung meiner Kinder glaubte ich als Bürger und als Vater zu handeln, indem ich sie, die ich nicht selbst aufziehen konnte, der öffentlichen Erziehung übergab und sie lieber zu Handwerkern und Bauern als zu Abenteurern und Glücksrittern bestimmte, genug, ich sah mich wie ein Mitglied der platonischen Republik an. Mehr als einmal hat meine herzliche Reue mir seitdem gezeigt, dass ich mich getäuscht habe. Aber mein Verstand hat mir nicht im entferntesten die gleiche Weisung geben wollen“. „Mein drittes Kind wurde also wie die ersten in das Findelhaus gebracht und ebenso geschah es mit den beiden folgenden, denn ich habe im Ganzen fünf gehabt“. Es ist hier nicht Veranlassung, ein Urtheil über Rousseau's Handlungsweise abzugeben, oder zu erwägen, wie anders sich sein Leben gestaltet haben würde, wenn er eine Familie gegründet hätte. Zweifellosen Nachtheil brachte Rousseau sein Verfahren insofern, als es seinen Gegnern eine willkommene Unterlage für ihre Schmähungen darbot und als von diesem Punkte aus ein gewisser Schein der Wahrscheinlichkeit auf ihre Verleumdungen fiel.

Rousseau hatte mancherlei geschrieben, gedichtet und componirt, ohne doch das Bereich der Mittelmässigkeit zu verlassen. Erst in seinem achtunddreissigsten Jahre fiel in seine Seele ein Funke, der sein Talent sozusagen in Flammen setzte und ein Feuer entzündete, das viele Generationen erwärmen sollte. Im Jahre 1749 las Rousseau zufällig die Preisfrage der Akademie von Dijon: Ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu verderben

Schriftsteller und Componist.

oder zu reinigen? „In dem Augenblicke, als ich dieses las, erblickte ich eine neue Welt und wurde ein anderer Mensch“. „Alle meine kleinen Leidenschaften erstickte die Begeisterung für Wahrheit, Freiheit, Tugend; und was das erstaunlichste ist, diese Erregung erhielt sich in meinem Herzen länger als vier, fünf Jahre auf einer Höhe wie vielleicht nur je in irgend eines Menschen Brust“. Der „Discours sur les sciences“, der die akademische Frage dahin beantwortet, dass Künste und Wissenschaften im umgekehrten Verhältnisse zu Moralität und Glückseligkeit stehen, wurde abgefasst und erhielt den Preis. Durch ihn wurde Rousseau mit einem Schlage ein berühmter Schriftsteller. Er steigerte seinen Ruhm zunächst durch die glänzende Zurückweisung der Gegenschriften, die der Discours hervorgerufen hatte, und bewährte sich dann 1752 durch den „Devin du village“ als hervorragender Musiker. Während er nun, indem er literarischen und künstlerischen Ruhm erwarb, in Widerspruch zu dem Inhalte seines Discours zu treten schien, fühlte er das Bedürfniss, sein Leben mit den ihn beherrschenden Gedanken in Einklang zu bringen und seiner Abneigung gegen die innerlich hohle, demoralisirte Bildungs-Welt einen sichtbaren Ausdruck zu geben. In gleicher Richtung drängten ihn die aus seinem Kranksein sich ergebenden Erwägungen und so kam es zu der oben schon erwähnten Reformation. Rousseau wollte nicht nur sich von der Mode frei machen und durch freiwillige Armuth zur Unabhängigkeit gelangen, sondern überhaupt seiner Zeit als ein neuer Mann gegenüber treten. „Ich war nicht mehr jener furcht-

Rousseau's Mannesalter.

same, mehr schüchterne als bescheidene Mensch, der weder sich zu zeigen, noch zu sprechen wagte, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte und den der Blick einer Frau erröthen liess. Kühn, stolz, unerschrocken trat ich überall mit einer Sicherheit auf, die um so fester war, als sie mehr in meiner Seele als in meiner Haltung lag. Die Verachtung, die ich für die Sitten, Grundsätze und Vorurtheile meines Jahrhunderts hegte, machte mich unempfindlich gegen die Spöttereien derer, die ihnen anhängen, und ich zerschmetterte ihre Bonmots mit meinen Sentenzen, wie man ein Insect zwischen den Fingern zerdrückt“. Rousseau spricht von seiner Verwandlung in den Bekenntnissen zuweilen mit einer leichten Ironie und lächelt selbst über den rauhen Tugendhelden. Doch spielte er seine Rolle in völligem Ernste, und wenn seine Gegner in seiner Weltflucht nur die Absicht, Aufsehen zu erregen, erblickten, so verwechselten sie ihre Denkungsart mit der seinigen.

Der ebengenannte Vorwurf wurde und wird gegen den Discours sur les sciences und noch mehr gegen den im Jahre 1753 verfassten Discours sur l'inégalité, der die akademische Frage nach der Entstehung der Ungleichheit unter den Menschen beantwortet, erhoben: Rousseau habe durch das Paradoxon von der Schädlichkeit der Cultur für Moral und Glückseligkeit glänzen wollen, es sei ihm nicht darum zu thun gewesen, seine Ueberzeugung auszusprechen, sondern darum, die Leute zu verblüffen und sich von ihnen bewundern zu lassen. Dass er so verfahren, sei ein Zeichen seiner

Die Rückkehr zur Natur.

krankhaften Geistesrichtung. Nichts ist verkehrter als diese Meinung. Wohl sind die genannten Schriften, von denen die zweite die Erweiterung und Vertiefung der ersten ist, nicht frei von Halbheiten und Widersprüchen, haben, wie Rousseau selbst sagt, eine gewisse Härte des Tons und verrathen eine etwas herbe Stimmung. Das gallige Colorit erklärt Rousseau durch die Erbitterung, in die ihn der tägliche Anblick des Elends, der Eitelkeit und der Lasterhaftigkeit von Paris versetzte. Jene Halbheiten und Widersprüche hängen eng mit der ganzen Weltauffassung Rousseau's zusammen. Rousseau ist durchaus und jederzeit Eudämonist: Alles Geschehen und alles Thun misst er nach den Beziehungen zur Glückseligkeit, und die möglichst grosse Glückseligkeit möglichst Vieler ist ihm das allein werthvolle Ziel. Sein Verdienst nun ist, erkannt zu haben, dass der Fortschritt der Cultur die Glückseligkeit nicht steigert, sondern vermindert, dass, je weiter der Mensch sich von dem Naturmenschen oder, richtiger gesagt, vom Thiere entfernt, er umsomehr an Glückseligkeit einbüsst. Dieser Gedanke ist der eigentliche Kern der ersten Abhandlungen Rousseau's. *) Nur im Lichte dieser Erkenntniss ist der Kampf Rousseau's gegen die Civilisation verständlich: Er erkannte, dass Wissen Leiden bringt, er wollte und konnte den Eudämonismus nicht aufgeben, so blieb ihm nur übrig, in der Rückkehr zur Natur das Heil zu suchen. Dass diese

*) Vergl. dazu E. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins. 1879. S. 640.

Rousseau's Mannesalter.

im eigentlichen Sinne des Wortes unmöglich ist, war ihm aber klar, und er selbst zog aus seinen Grundsätzen nicht die revolutionären Folgerungen, die später aus ihnen abgeleitet worden sind. Rousseau war nichts weniger als ein Schwärmer und er hat die thatsächlichen Verhältnisse stets mit ausserordentlicher Besonnenheit beurtheilt. Er hatte gezeigt, dass die zunehmende sociale und politische Ungleichheit, die mit der Entwicklung der Cultur verknüpft ist, mehr Leid als Glück bringt, aber er forderte nicht die „Gleichheit“, nach der die auf ihn sich stützende Revolution schrie. Vielmehr rieth er, man solle das Bestehende erhalten, nur die bisherige Entwicklung, so weit wie möglich, eindämmen; das Uebel sei einmal da und radicale Maassregeln würden es noch schlimmer machen. Dass seine Lehre zum Communismus und Nihilismus führen könne, daran dachte er gar nicht. Er blieb somit sozusagen mitten im Wege stehen. Die Zerstörung des Bestehenden zu fordern, daran hinderte ihn sein gesunder Sinn. Dann aber blieb eigentlich nichts übrig, als die trostlose Aussicht auf die fortschreitende Veränderung zum Schlechten, an der die kleinen von Rousseau empfohlenen Maassregeln nicht viel ändern könnten. Es führt also Rousseau's Lehre geradenwegs zum Pessimismus. Dies erkannte er selbst nicht, sondern er huldigte dem Optimismus von Herzen. Wenn er auch die vorhandenen Einrichtungen verurtheilte, so lehrte er doch, dass Alles von Natur gut sei, dass nur die menschliche Verkehrtheit die Erde zu einem Jammerthale gemacht habe. Hier verkannte er wieder, von anderen Einwürlen

Rousseau als Philosoph.

abgesehen, dass doch auch die menschliche Entwicklung eine natürliche ist. Er machte den falschen Gegensatz von Natur und Mensch gerade zu einem Ecksteine seines Lehrgebäudes.

Also, man kann mit Recht gegen Rousseau's Ausführungen principielle Einwendungen erheben, und dies ist jetzt, nachdem eine mehr als hundertjährige Entwicklung uns von Rousseau trennt, gar keine Kunst. Aber gerade Der, der Rousseau heute kritisch gegenübertritt, erstaunt vor der Kraft und Tiefe seines Denkens*), er sieht bedeutende neue Gedanken mit Irrthümern ringen, bewundert jene und wundert sich nicht, wenn theilweise der Irrthum siegt. Dass der Gedankenbau Rousseau's, dem gegenüber der grösste Theil der „Philosophie“ seiner Zeit als leeres Gewäsch erscheint, Erfindung der Schriftstellereitelkeit sei, ist eine geradezu lächerliche Behauptung, und von Krankheit

*) Ich möchte hier nur Ein Beispiel geben. Rousseau bezeichnet im Discours sur l'inégalité mit klaren Worten das Mitleid als Fundament der Moral. Diese schöne Stelle citirt Schopenhauer und er widmet seinem Vorgänger folgende Worte: „Dagegen aber hat meine Begründung die Autorität des grössten Moralisten der ganzen neueren Zeit für sich: denn dies ist, ohne Zweifel, J. J. Rousseau, der tiefe Kenner des menschlichen Herzens, der seine Weisheit nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben schöpfte, und seine Lehre nicht für das Katheder, sondern für die Menschheit bestimmte, er, der Feind der Vorurtheile, der Zögling der Natur, welchem allein sie die Gabe verliehen hatte, moralisiren zu können, ohne langweilig zu sein, weil er die Wahrheit traf und das Herz rührte“.

Leider hat Rousseau später den zuerst eingeschlagenen Weg verlassen und versucht, die Moral in anderer Weise zu begründen.

Rousseau's Mannesalter.

könnte nur in dem Sinne die Rede sein, in dem Moreau das Genie eine Neurose genannt hat. Freilich zeigt sich Rousseau auch in seinem philosophischen Denken als ein von der Art Gewichener, als ein Entarteter, aber Gesundheit und Philosophie vertragen sich überhaupt schlecht mit einander.

Dass Rousseau, indem er seiner Zeit den Krieg erklärte, sich Feinde erwarb, ist nur natürlich. Je begründeter die Anklagen waren, die er gegen die gewissenlose Tyrannei der Regirenden, gegen die sittliche Verworfenheit der Gesellschaft, gegen die jämmerliche Eitelkeit der nichtigen Salon- und Büchermenschen erhob, um so tiefer mussten sie verwunden. Doch die mehr oder weniger unpersönliche Feindschaft gegen den Schriftsteller wäre Rousseau nicht gefährlich geworden. Sie wurde reichlich aufgewogen durch die aufrichtige Bewunderung, die seinem Talente von allen Seiten und seinen Absichten von Seiten der Wohlgesinnten entgegengebracht wurde. Bedenklicher war die Abneigung, die das practische Geltendmachen seiner Grundsätze ihm erregen musste. Die Gesellschaft tadelt Jeden, der anders ist als sie, und muss Den hassen, dessen Rede nicht nur, sondern dessen Thun auch ein fortwährender Vorwurf für sie ist. Doch auch diese Art von Feindschaft wäre zu überwinden gewesen: Die Gesellschaft würde über den „Sonderling“ bald zur Tagesordnung übergegangen sein. Hätte sich Rousseau wirklich bei Zeiten in die Einsamkeit zurückgezogen, so hätte er sein Leben in Frieden vollenden können. Aber sein liebebedürftiges, vertrauensvolles

Die falschen Freunde.

Herz verlangte nach Freunden und täuschte ihn über Die, die er so nannte. Das war sein Verderben. Der Neid der Freunde war der grimmige unerbittliche Feind, der ihn bis über das Grab hinaus verfolgt hat. Rousseau machte nicht nur den Fehler, dass er seine Freunde unter den gelehrten und unehrlichen Leuten seiner Umgebung suchte, sondern auch den, dass er fort-dauernd ihre Unfähigkeit, seine Empfindungen zu erwidern, verkannte. Dieser Mangel an Urtheil über die Menschen ihrer Neigung scheint vielen warmherzigen Naturen eigen zu sein. Bei Rousseau aber war er deshalb ganz besonders folgenreich, weil seine Ansprüche an die Freundschaft ungewöhnlich hoch waren. Er verstand die Freundschaft im engeren Sinne des Wortes, als innigste persönliche Gemeinschaft, und brachte dem Freunde in aller Lebhaftigkeit seines Temperaments, ja mit einer gewissen Ueberschwänglichkeit sein Herz entgegen. Den Anderen aber war in der Regel Freund soviel wie Bekannter, und wahrscheinlich hatten sie sich zuweilen gar nicht viel dabei gedacht, wenn Rousseau von seinem Standpunkte aus mit Recht über Treubruch klagte. So milde sind Die freilich nicht zu beurtheilen, mit denen wir uns zunächst zu beschäftigen haben. Rousseau war schon in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes mit fast allen literarischen Persönlichkeiten der Hauptstadt bekannt geworden, am engsten aber hatte er sich von vornherein an Diderot angeschlossen. Beide waren ungefähr gleich alt, waren noch Werdende und verfolgten anscheinend gleiche Ziele. Jahrelang scheint zwischen ihnen ein intimes

Rousseau's Mannesalter.

Verhältniss ohne Störungen bestanden zu haben. Kennzeichnend dafür ist folgendes Geschichtchen. Diderot war im Jahre 1749 wegen seiner *Lettres sur les Aveugles* in den Thurm von Vincennes gesperrt worden. Rousseau gerieth darüber nahezu in Verzweiflung und seine Angst um den Freund trieb ihn zu dem gewagten Schritte, in einem Briefe die Pompadour zu bitten, man möge Diderot frei geben oder ihm, Rousseau, gestatten, des Freundes Gefangenschaft zu theilen. Als dann, man weiss nicht, ob infolge dieses Schreibens, Diderot die Erlaubniss erhielt, Besuche zu empfangen, eilte Rousseau so rasch, wie er konnte, nach Vincennes. Diderot war nicht allein. „Im Eintreten sah ich nur ihn, ich that nichts als einen Sprung, einen Schrei. Ich drückte mein Gesicht auf das seinige, presste ihn fest an mich und konnte vor Thränen und Schluchzen kaum reden. Ich erstickte vor Zärtlichkeit und Freude. Seine erste Bewegung, als er aus meinen Armen sich losmachte, war die, dass er sich zu dem Geistlichen wandte und sagte: Sie sehen, mein Herr, wie meine Freunde mich lieben.“ Die Neigung zur Musik führte Rousseau mit dem Vorleser des Prinzen von Gotha Grimm zusammen und bald wurde auch diese Verbindung zur Freundschaft von Rousseau's Seite. Rousseau führte den unbekanntenen jungen Mann bei seinen Bekannten ein, machte ihn mit Diderot und mit dem Baron Holbach bekannt. Dieser spielte bekanntlich den Mäcen und suchte möglichst viel „Philosophen“ und freisinnige Gelehrte um sich zu sammeln. Er hatte auch Rousseau, dem er eigentlich antipathisch war,

Enttäuschungen.

an sich gezogen. Alle die Literaten, Gelehrten, liberalen Edelleute, Finanzmänner und Salondamen, die damals das geistige Paris bildeten, waren durchschnittlich ebenso frivol und liederlich wie geistreich und für die Wissenschaften begeistert. Fast Alle huldigten einem rohen Materialismus, der keine Ethik kennt. Ein grosser Theil von ihnen bestand aus Klatschbasen, die an persönlichen und literarischen Stänkereien, gegenseitigen Schmeicheleien und Verleumdungen ihr Genüge hatten. Dass auch auf Diderot und Grimm diese Charakteristik passt, beweist von allem anderen abgesehen ihr späteres Verhalten gegen Rousseau, für das Schuftigkeit ein eben passender Ausdruck ist. Diderot war ein vielseitiger und begabter Schriftsteller, wie allgemein bekannt, dabei ein Phrasenheld, in Worten und Thaten ein Libertin, ein derber leidenschaftlicher Gesell voll Galle und Rachsucht. Grimm war sehr klug, sehr ehrgeizig, vollkommen rücksichtslos, kalt und fein. Eine seltsame Verblendung hinderte Rousseau zunächst, die Art seiner Freunde zu erkennen.

Ehe die Erfahrung ihn über sie aufklärte, traf ihn von anderer Seite eine unerwartete Kränkung. Ein Herr Gauffecourt, ein älterer wohlhabender Mann, mit dem Rousseau seit vielen Jahren eng befreundet war, forderte Rousseau auf, ihn während einer Reise nach Genf zu begleiten. Am 1. Juni 1754 reisten beide mit Therese ab. Da Rousseau gern zu Fuss ging, war zu meist Gauffecourt mit Therese allein im Wagen und er benutzte die Zeit dazu, der ihm anvertrauten Genossin des Freundes in der gemeinsten Weise zu nahe zu

Rousseau's Mannesalter.

treten. Als Rousseau dies erfuhr, war er tief erschüttert. Er bemerkt, dass diese Reise ihm deshalb denkwürdig sei, weil auf ihr der vertrauensvolle Sinn, der ihm angeboren gewesen sei und dem er sich bis zum Alter von zweiundvierzig Jahren immer rückhaltlos ohne Nachtheil habe überlassen können, zum ersten Male ins Wanken kam. „Süßes, frommes Trugbild der Freundschaft, Gauffecourt war der Erste, der deinen Schleier vor meinen Augen hob!“ Nachdem er sich in Lyon von Gauffecourt getrennt hatte, nahm er den Weg durch Savoyen, um Frau von Warens zu besuchen. Auch hier machte er eine traurige Erfahrung. Verarmt, moralisch verkommen und geistig stumpf geworden trat ihm die petite maman entgegen. Rousseau hatte die unglückliche Frau schon bisher nach Kräften unterstützt und drang nun in sie, sich ihm anzuschließen und bei ihm zu bleiben. Es war umsonst. Er hat sich später bittere Vorwürfe darüber gemacht, dass er nicht alles im Stiche gelassen habe, um das Loos seiner früheren Beschützerin bis zuletzt zu theilen, Vorwürfe, die nicht ganz gerecht sein dürften. Freundlichere Eindrücke erhielt Rousseau in Genf. Seine Mitbürger kamen ihm mit Hochachtung und Herzlichkeit entgegen, und das Bewusstsein, als berühmter Bürger von der Vaterstadt begrüßt zu werden, aus der er vor sechsundzwanzig Jahren schimpflich entflohen war, that Rousseau unendlich wohl. Er entschloss sich, zum calvinischen Bekenntnisse zurückzutreten und seinen Wohnsitz vom nächsten Frühjahre ab in der Heimath zu nehmen.

Frau von Epinay.

Der zweite Theil des Entschlusses ist nicht zur Ausführung gekommen. Es machten sich verschiedene Bedenken gegen die Rückkehr nach Genf geltend und den Ausschlag gab schliesslich das Drängen der Frau von Epinay, die Rousseau auf ihrer Besitzung La Chevrette bei St. Denis eine Zuflucht anbot. Diese Dame, mit der Rousseau seit längerer Zeit bekannt war, hatte Geist und brachte Rousseau eine aufrichtige Zuneigung entgegen. Obwohl ihr Charakter bedenkliche Schwächen zeigte und ihr Lebenswandel nichts weniger als vorwurfsfrei war, hatte sie doch kein schlechtes Herz. Sie hat Rousseau später hart und ungerecht behandelt, hat ihn aufs Schwerste gekränkt, und der Bruch mit ihr wurde der Ausgangspunkt für alle seine Leiden. Aber sie war bei alledem eigentlich nur das Werkzeug eines klugen Spitzbuben, Grimm's. Als ihre Memoiren 1818 erschienen, haben sie dem Andenken Rousseau's in weiten Kreisen ernstlich geschadet, aber auch hier ist ihre Schuld wohl geringer als die des äusserst geschickten Mannes, der diese Memoiren formte und schärfte, eben jenes Grimm. Wie wir aus einem Briefe ihres Sohnes wissen, hat Frau von Epinay selbst ihr Verhalten gegen Rousseau bereut.

Frau von Epinay also hatte ein kleines Häuschen, das am Ende ihres Parkes gelegen war und die Eremitage genannt wurde, für Rousseau herrichten lassen und bot es ihm in lebenswürdiger Weise als Wohnung an. Nach längerem Zögern willigte Rousseau ein, verliess am 9. April 1756 mit Therese und ihrer Mutter die Stadt und bezog die Eremitage. Der neue Aufent-

Rousseau's Mannesalter.

haltort entsprach allen seinen Wünschen. In der Stille des Landlebens fühlte er sich heiter und glücklich, mit der Gegenwart der Pariser Gesellschaft verschwand die herbe Stimmung, die sie erregt hatte, und süsse Schwärmerie trat an ihre Stelle. Die Liebesehnsucht Rousseau's erwachte mit Macht, in Wald und Flur umschwebten ihn die Gestalten seiner Einbildungskraft und das Ergebniss dieser Träumereien war „Die neue Heloise“. Mit diesem Werke und mit anderen Arbeiten beschäftigt, verbrachte Rousseau auch den Winter froh in der Einsamkeit und wünschte sich nichts anderes, als dass seine neuen Verhältnisse Bestand haben möchten. Es ist nun kein Zweifel, dass schon zu dieser Zeit Rousseau's „Freunde“ nichts weniger als freundschaftlich gegen ihn gesinnt waren. Sie fühlten, dass Rousseau aus ganz anderem Holze geschnitten war als sie selbst, und dass er sie weit überragte. So lange die Welt dies nicht wusste, mochte es hingehen. Sein wachsender Ruhm aber war ihnen eine Pein. Zunächst begnügten sie sich mit böswilligen Neckereien, sie suchten ihm den dauernden Landaufenthalt zu verleiden, sie wollten Therese und ihre Mutter, die „Gouvernanten“, ihm abspenstig machen, hetzten die alte Levasseur auf, machten Rousseau allerhand beissende Vorwürfe. Dass Diderot, Holbach u. A. weitergehende Absichten hatten, ist nicht wahrscheinlich, aber anders steht es mit Grimm. Diesem war es mit Hilfe Rousseau's gelungen, in der Gesellschaft Fuss zu fassen; er hatte die Freunde Rousseau's zu den seinigen gemacht und nun galt es, diesen zu beseitigen. Durch Rousseau in das

Grimm.

reiche Haus Epinay eingeführt, hatte er hier seinen Anker ausgeworfen. Wie Musset-Pathay richtig bemerkt, war Frau von Epinay ein Schatz für einen Abenteurer: gescheit, liebenswürdig, reich, von ihrem Manne vernachlässigt, nachgiebig und in moralischer Hinsicht ohne grosse Bedenken. Grimm wurde ihr Geliebter. Dass der im engsten freundschaftlichen Verkehre mit Frau von Epinay lebende Rousseau ihm im Wege war, ist begreiflich. Aus den erhaltenen Briefen geht hervor, dass er planmässig und mit Erfolg die Neigung der Frau von Epinay zu Rousseau bekämpfte. Vielleicht aber wäre er nicht zum Ziele gelangt, wenn nicht Rousseau selbst ihm zu Hilfe gekommen wäre. Rousseau nämlich hatte das Unglück, sich in die Schwägerin der Frau von Epinay, die Gräfin Houdetot zu verlieben. Diese war die Geliebte des Marquis Saint-Lambert, eines Mannes, von dem Rousseau mehr Gutes gesagt hat, als er verdient zu haben scheint. Rousseau wies den Gedanken von sich, die Gräfin zur Untreue an ihrem Geliebten zu verleiten, und wusste, dass seine Neigung hoffnungslos war. Nichtsdestoweniger konnte er sich von ihr nicht befreien und war ausser Stande, die flammende Leidenschaft, die ihn erfasst hatte, zu verbergen. Grimm beeilte sich, seinen Vortheil wahrzunehmen. St. Lambert wurde durch einen anonymen Brief in Kenntniss gesetzt. Der Baron Holbach kam eigens nach la Chevrette, um sich den verliebten Rousseau anzusehen, und bald wusste alle Welt um die Sache. Frau von Epinay aber, die St. Lambert zugeneigt, ihrer Schwägerin abgeneigt war

Rousseau's Mannesalter.

und die sich durch Rousseau's Verhalten zurückgesetzt fühlen musste, wurde von jetzt an zum gefügigen Werkzeuge der Hinterlist Grimm's. Zwar kam es zunächst nur zu einer vorübergehenden Entzweiung zwischen Rousseau und seiner Wirthin, bald aber fand sich eine Gelegenheit, einen endgiltigen Bruch herbeizuführen. Es ist unmöglich, hier alle Einzelheiten dieses Intriguenstückes und alle die Misshandlungen, die der bedauernswerthe Rousseau von Seiten Grimm's und des ihm zur Seite stehenden Diderot zu erdulden hatte, zu erzählen. Musset-Pathay und Morin haben es in vortrefflicher Weise gethan. Es genügt, zu sagen, dass eines Tages Grimm die Maske abwarf und die Beziehungen zu Rousseau, indem er ihn mit Schmähungen überschüttete, abbrach. Ihm folgte unmittelbar Frau von Epinay, die nicht nur Rousseau in schroffer Weise die Freundschaft aufkündigte, sondern sogar sich dazu verleiten liess, den kranken Mann mitten im Winter zum Verlassen der Eremitage zu nöthigen. Diderot war mit jenen Beiden ein Herz und eine Seele und, obwohl seine Entzweiung mit Rousseau erst etwas später vollständig wurde, arbeitete er doch von nun an mit Grimm und den übrigen „Philosophen“ gemeinsam an der Verunglimpfung Rousseau's. Rousseau wurde von nun an ein hochmüthiger, undankbarer, heuchlerischer Bösewicht, der Tugend predigte und seinen Lüsten nachging, der die Menschenliebe im Munde führte und alle Pflichten gegen seine Mitmenschen versäumte, der seine Wohlthäter verleumdete, der aller Schändlichkeiten fähig war. Alle diese Vorwürfe durfte man nicht ohne Wei-

Die Feindschaft der „Philosophen“.

teres aussprechen. Man begnügte sich zunächst damit, von dem Hochmuth und der Undankbarkeit Rousseau's zu reden und allerhand dunkle Andeutungen über seine Unthaten fallen zu lassen. Allmählich ging man weiter, und je einsamer und unglücklicher Rousseau wurde, um so dreister erhob sich die Verleumdung. Eine eigentliche Verabredung hat dabei wohl nicht bestanden. Grimm allein hat offenbar planmässig gehandelt. Es war ihm gelungen, Diderot in seine Intrigue zu verflechten und es zum Bruche zwischen ihm und Rousseau zu bringen. Diderot, der in Allem mit einer gewissen Plumpheit vorging und an dem, was er sich in den Kopf gesetzt hatte, mit grosser Hartnäckigkeit festhielt, that später einfach, was ihm Hass und Rachsucht vorschrieben. Ihm aber folgten Holbach, d'Alembert, Marmontel u. A. theils aus Parteigeist, theils aus natürlicher Abneigung gegen Rousseau. Die Clique der „Philosophen“ machte eben die öffentliche Meinung, und wenn die Anfänge einer solchen einmal vorhanden sind, so vollzieht sich das Weitere nach Art der Lawinenbildung. Auch Grimm selbst hat, nachdem er einmal Rousseau aus seinem Wege entfernt hatte, wahrscheinlich nicht mehr nach einem fertigen Plane gehandelt, sondern hat schlechtweg alles gethan und gesagt, was Rousseau schaden konnte, je nachdem Zeit und Gelegenheit sich darboten.

Je genauer die Umstände bei dem Bruche zwischen Rousseau und seinen Freunden geprüft worden sind, um so vollständiger hat sich die Schuldlosigkeit Rousseau's herausgestellt, um so mehr ist die Wahrhaftig-

Rousseau's Mannesalter.

keit seiner Schilderung erkannt worden. Wohl ist Rousseau ungeschickt gewesen, bald allzu weichmüthig und nachgebend, bald aufbrausend und unbedacht. Wohl ist es unbegreiflich, dass er sich so lange nasführen liess und die ihm gelegten Schlingen nicht erblickte. Aber seine Gesinnung trifft kein Vorwurf. Ich kann mich nicht enthalten, die Worte wiederzugeben, zu denen sich Julius, einer der Uebersetzer der Bekenntnisse, gedrängt fühlte, als er von den Briefen Rousseau's aus der in Rede stehenden Zeit handelte. „O wie liebenswürdig zeigt sich Rousseau in allen diesen Briefen, besonders auch in denen, welche er in der heftigsten Aufregung geschrieben hat. Welches Zartgefühl, welche Selbstbeherrschung, welche Milde, welche Ver söhlichkeit, welches Liebesbedürfniss, welcher Adel der Gesinnung und der Sprache selbst im höchsten Affect. Es ist unmöglich, diese Briefe zu lesen und den Mann, der sie geschrieben, der so gefühlt hat, nicht zu lieben. Beklagenswerther, lieber, edler Mensch, o du schönes, menschliches, du armes Herz!“ In der That, wenn für irgend Jemand, so ist für Rousseau das Leiden eine Schule der Vollkommenheit geworden. In seiner Jugend sehen wir sein Wesen von manchen Schlacken umgeben. Das Leben aber hat ihn geläutert. Je älter er wird, als um so reiner und verehrungswürdiger erscheint er. Milde und Gerechtigkeit sind die ihm eigenen Tugenden und gerade seinen Feinden gegenüber hat er sie in glänzender Weise bewährt. Seltsames Schicksal! Wenige von den Schriftstellern seiner Zeit waren in moralischer Beziehung werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen, und

Rousseau's Herzensgüte.

keines Name ist so beharrlich durch den Koth der Verleumdung gezogen worden als der seinige, der heute noch als befleckt erscheint. War Rousseau im Ganzen gut oder schlecht? Natürlich giebt es keine ganz guten Menschen, aber das Wort im Sinne des gewöhnlichen Lebens verstanden, so darf man ruhig sagen, ja, Rousseau war ein guter Mensch. Nichts ist unerträglicher als der Pharisäer-Hochmuth, mit dem viele Literaten von dem „armen Jean-Jaques“ und seinen Fehlritten reden, als bedürfte er ihrer Entschuldigung oder Verzeihung. Leute, die auf ihrem Wege von der frühesten Kindheit durch sorgfältige Eltern und Erzieher geführt worden sind, die die Strasse der bürgerlichen Ehrbarkeit zwischen den Mauern der Sitten und Gesetze gegangen sind, ohne Gutes und ohne Böses zu thun, die wollen über Rousseau aburtheilen? Wohl hat Rousseau manches gethan, was er besser nicht gethan hätte, aber man bedenke, unter welchen Verhältnissen. Wer wie er mit einer krankhaft reizbaren Natur, von früh an auf sich selbst angewiesen, immer unter ungewöhnlichen, von der Norm abweichenden Verhältnissen leben musste, wie konnte der ohne Irrthum und Fehlgriffe durchkommen? Am Ende aber ist es wichtiger, Gutes zu thun, als nichts Schlechtes zu thun. Hier die kalte Tugend, die sich nichts zu Schulden kommen lässt, aber auch nichts Ausserordentliches leistet, dort das heisse Herz, mit dem der Mensch der Schuld nicht entgehen kann, das ihn aber doch durch alle Trübungen hindurch zum Guten und Schönen führt. Es ist Thorheit, den Schriftsteller und den Menschen aus einander

Rousseau's Mannesalter.

zu reissen. Ist nicht jede Schrift Rousseau's eine gute That? Ist es überhaupt möglich, dass der, der diese Werke hinterliess, nicht ein guter und edler Mensch war? Es heisst, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Rousseau's Werke aber sind seine Früchte. Zu demselben Ergebnisse führt die Betrachtung von Rousseau's Leben mit unbefangenen Augen. Je älter er wird, um so mehr tritt die Trefflichkeit seines Charakters hervor. Inmitten seiner kalten und boshaften „Freunde“ steht er wie ein gutes Kind, das die Freundlichkeit seines Herzens bei den Anderen wiederzufinden glaubt und erst nach vielen Enttäuschungen seufzend sich abwendet. Misshandelt und verfolgt, schliesslich paranoiakrank und seiner Meinung nach von grausamen und mächtigen Feinden rings umgeben, bleibt Rousseau mild und liebevoll, auch gegen seine Feinde kennt er keinen Hass, er bedauert sie und keine Schmähung kommt über seine Lippen. Man wird sagen, es giebt eben active Paranoiakranke, die sich an ihren Feinden zu rächen suchen, und passive, die sich mit Jammern und Klagen begnügen. Das ist ja richtig, und der Unterschied bezieht sich auf Unterschiede der Charaktere. Aber Rousseau war im Uebrigen keine passive Natur, vielmehr höchst activ und einer glänzenden Polemik fähig. Er war ein Kopf-, kein Muskelmensch, kämpfte nicht mit Faust und Schwert, aber seine Feder war eine gefährliche Waffe und er hätte sich ihrer erfolgreich bedienen können, um seine Feinde zu schädigen. Er wehrte sich auch, aber immer blieb er in der Vertheidigung, nie ging er zum Angriffe über.

Andere Vorzüge Rousseau's.

Man vergleiche seine edle Haltung mit der Niederträchtigkeit Voltaire's gegen ihn.

Man sagt, Rousseau's Charakter sei aus Widersprüchen zusammengesetzt, er habe bald dies, bald jenes gewollt. Auch das kann ich nicht finden. Er war ein für gewöhnlich sanfter, aber in der Erregung leidenschaftlicher und höchst nervöser Mann. Dass er den Schwung der Begeisterung, in den er von Zeit zu Zeit gerieth, nicht dauernd ertragen konnte, dass auf die gewaltsame Bewegung Ermüdung folgte, das ist doch selbstverständlich, und ich möchte wissen, ob irgend ein Künstler oder Dichter sich anders verhalten könne. Rousseau's Ansichten sind nicht immer dieselben, aber ihre Entwicklung ist ganz normal, sie klären und vertiefen sich, anfänglich schroff und übertrieben wird er immer freier und besonnener. Gerade das ist bemerkenswerth, dass dieser Mann, der für den oberflächlichen Blick der reine Gefühlsmensch zu sein scheint, über alle concreten Verhältnisse mit grosser Behutsamkeit, ja mit staatsmännischer Ruhe urtheilt. Sturm und Drang vereinigen sich in ihm mit ruhiger Klarheit. Gerecht und wohlwollend, wie er im Leben war, blickt er auf die Welt und sein Urtheil bleibt vorsichtig und gemässigt. Im Praktischen hat es freilich den Anschein, als verfolgte er kein bestimmtes Ziel, da er Thätigkeit und Ort ungewöhnlich oft wechselt. Aber das ist eben Schein. Verfolgt man sein Leben, so muss man gestehen, dass er fast immer das gethan hat, bewusst oder unbewusst, was im Sinne seiner Mission lag. Das, was er brauchte, war Freiheit

Rousseau's Mannesalter.

von drückenden Verpflichtungen, die Möglichkeit, seinem Werke zu leben. Er konnte also keine bürgerliche Stellung ausfüllen. Machte er den Versuch, ein Amt zu versehen oder dgl., so musste ihm sein guter Genius sagen, dass er auf dem Holzwege war, und dann kehrte er mit vollem Rechte um. In späteren Zeiten wich er, wie wir sehen werden, der Noth, erst der Unbarmherzigkeit der Menschen, die ihm keine Ruhestätte gönnten, dann dem Zwange der Krankheit, die ihn von Ort zu Ort trieb. Seine Neigungen waren durchaus stetig, denen, die ihm kein Unrecht gethan hatten, blieb er durch das Leben treu, seine Freude an der Natur, am Spaziergehen und am Landleben, seine Liebe zur Musik, sein botanischer Eifer dauerten ungeschwächt bis zum Ende an. Als Denker wie als Notenschreiber war er ein getreuer Arbeiter, der seine Aufgabe nie im Stiche liess. Wo sind also die Widersprüche, die Unstetigkeit?

Ich brauche kaum noch zu versichern, dass ich die Meinung, nach der in der Entzweiung Rousseau's mit Grimm und Consorten der erste Ausbruch des Verfolgungswahnes Rousseau's zu erblicken ist, für ganz thöricht halte. Man kann die leidenschaftliche Erregtheit Rousseau's, die sich in allen diesen Vorgängen kund giebt, seine übergrosse Empfindsamkeit für krankhaft erklären, aber auch dies ist nur *cum grano salis* richtig, insofern nämlich, als es ein weites Grenzgebiet zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit giebt, in dem für den krankhafter Seelenzustände Kundigen gar vieles „Gesunde“ als krank erscheint.

Verstossung aus der Eremitage.

Wir wissen heute von der Schlechtigkeit seiner Gegner viel mehr, als Rousseau wissen konnte. Trotzdem hat er die Verhältnisse im Ganzen durchaus richtig beurtheilt, ungefähr so, wie es hier dargestellt worden ist. Wir finden in seinen Briefen aus dieser Zeit keinerlei Uebertreibungen, das Wort Complot kommt gar nicht vor. Die Darstellung in den Bekenntnissen stammt aus einer Zeit, in der Rousseau schon zweifellos krank war, und doch ist auch sie vollständig correct. Immerhin ist nicht zu verkennen, dass im geistigen Zustande Rousseau's während des Aufenthaltes in der Eremitage Aenderungen eingetreten sind, die nur theilweise als Wirkung der Gemüthsbewegungen aufzufassen sind, die vielmehr die Vorstufen der späteren Erkrankung bilden. Er wurde allmählich reizbarer, düsterer, misstrauischer. Therese soll erzählt haben, dass er damals bei Tag und bei Nacht geweint habe, dass er in der Nacht laut vor sich hin gesprochen habe; freilich stammt die Nachricht aus einer verdächtigen Quelle (Frau von Epinay). Aus den böswilligen Reden der damaligen „Freunde“ über Rousseau's Verrücktheit geht wenigstens das hervor, dass sein Verhalten ihnen auffallender als früher vorkam.

Am 15. December 1757 verliess Rousseau in Eile die Eremitage und bezog eine Wohnung zu Montmorency. Die verschiedenen Erschütterungen des Gemüthes, die er erlitten hatte, waren seiner Gesundheit nachtheilig geworden. Das Blasenleiden trat mit grosser Heftigkeit auf (wie früher schon erwähnt wurde), und Rousseau fühlte sich in hohem Grade erschöpft. „Kaum

Rousseau's Mannesalter.

hatte ich mich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, als zu heftigen und häufigen Anfällen meiner Harnverhaltung sich eine neue Beschwerde gesellte, ein Bruch, der mich schon seit einiger Zeit quälte, ohne dass ich wusste, dass es einer war. Ich litt alsbald die grausamsten Schmerzen. Der Arzt Thierry, mein alter Freund, besuchte mich und klärte mich über meinen Zustand auf. Die Sonden, Wachskatheter, Bandagen, all das Geräth der Altersschwächen um mich her liess mich lebhaft fühlen, dass man nicht ungestraft das Herz jung behält, wenn der Leib es nicht mehr ist. (Rousseau glaubt, dass er sich seinen Leistenbruch, der übrigens beiderseitig war, durch die häufigen und langen Erregungen der Gräfin Houdetot gegenüber zugezogen habe.) Die schöne Jahreszeit gab mir meine Kräfte nicht wieder und ich brachte das ganze Jahr 1758 in einem Zustande von Erschöpfung hin, der mich glauben machte, dass ich am Ziele meiner Laufbahn stünde“. Eine neue Arbeit gewährte ihm Ablenkung und Erfrischung, erwarb ihm aber zu gleicher Zeit einen neuen, überaus gefährlichen Feind. D'Alembert hatte für die Encyclopädie den Artikel „Genf“ geschrieben und hatte darin nach Besprechung mit Voltaire, dem sehr viel an der Sache lag, die Einführung des Theaters in Genf befürwortet. Voltaire lebte bekanntlich in der Nähe Genfs, die streng calvinische Stadt aber gestattete keine theatralischen Aufführungen. Rousseau wusste, dass der eigentliche Vater des Aufsatzes Voltaire war, und erblickte deshalb darin eine grosse Gefahr für die Sitten seiner Vaterstadt. Der Einfluss Voltaire's war in der

Voltaire's Feindschaft.

That gross, und je entschiedener Rousseau den Pariser Ton verurtheilte, um so betrübender war ihm der Gedanke, dass Voltaire aus Genf ein kleines Paris machen könnte. Er griff daher zur Feder und erklärte dem Theater überhaupt den Krieg. Das stattliche „Sendeschreiben an d'Alembert über die Schauspiele“, das Rousseau in wenig Wochen verfasste, beleuchtet denn von allen Seiten den Schaden, den das Theater, wie es wirklich ist, den Sitten bringen kann und bringt. Es hatte grossen Erfolg und trug vermuthlich wesentlich mit dazu bei, dass die theaterfreundlichen Bestrebungen Voltaires in Genf keinen Anklang fanden. Darüber nun gerieth Voltaire in Wuth, und es ist wahrscheinlich, dass der brennende Hass, mit dem er seitdem Rousseau verfolgt hat, an der Theaterangelegenheit sich entzündet hat. Der Zündstoff freilich war schon vorher vorhanden. Zwar hatte Voltaire bisher mit Rousseau in höflicher Weise verkehrt und seine Leistungen, freilich in der ihm eigenen spöttischen Weise, anerkannt, aber seine ganze Denkweise war der Rousseau's von Grund aus entgegengesetzt und er war zu sehr für seinen Ruhm besorgt, als dass ihm der Rousseau's gefallen hätte. Es ist anzunehmen, dass auch hier Grimm seine Hand im Spiele gehabt hat. Dieser befand sich zur Zeit mit Frau von Epinay in Genf, er wird nicht verfehlt haben, den Samen des Hasses, der bei Voltaire fruchtbaren Boden fand, auszustreuen und den Ruf seines ehemaligen Freundes in dessen Vaterstadt nach Kräften zu zerstören. Rousseau hatte etwas später die grosse Unklugheit, Voltaire offen zu schrei-

Rousseau's Mannesalter.

ben, dass er in ihm den Verführer Genfs sehe, dass er durch ihn der Heimath beraubt sei, und dass er ihn hasse trotz aller Bewunderung seines Genies. Wie Voltaire diesen Brief heimgezahlt hat, werden wir weiterhin sehen. Als Gehülften Voltaire's in der Verfolgung erwähnt Rousseau später oft den aus einer aristokratischen Familie Genfs stammenden Arzt Tronchin. Er war Voltaire's Arzt und Freund, galt vielfach für einen Charlatan und war eine einflussreiche Persönlichkeit. Ob d'Alembert schon damals gegen Rousseau feindlich gesinnt war, ist nicht bekannt; auf jeden Fall hat er später mit allen Gegnern Rousseau's gemeinsame Sache gemacht und sich durch besondere Bosheit ausgezeichnet.

Die nächsten Jahre verflossen für Rousseau in Montmorency ziemlich ruhig. Er vollendete die „neue Heloise“, verfasste den „Emil“ und den „Gesellschaftsvertrag“, und unterhielt, trotz seines Einsiedlerthumes, einen ziemlich regen Verkehr. Sein weiches Herz konnte nicht lange ohne Freundschaft sein und das Schicksal führte ihm bald neue Freunde zu. Das Schloss Montmorency gehörte dem Herzog von Luxemburg, der als Marschall von Frankreich und persönlicher Freund des Königs eine Rolle im Staate spielte. Der Marschall und seine Frau pflegten den Sommer in Montmorency zuzubringen, und um sie versammelte sich dann eine gewählte Gesellschaft. Rousseau wünschte, dem Schlosse fern zu bleiben, aber die hohen Herrschaften waren in ihren Einladungen so beharrlich (der Marschall selbst machte Rousseau einen Besuch), dass er

Die Herzogin von Luxemburg.

wohl oder übel folgen musste. Die mit Widerstreben eingegangene Verbindung wurde rasch eng. Rousseau gerieth in Feuer und gab sich seiner Neigung mit der ihm eigenen Ueberschwänglichkeit hin. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass auch auf der anderen Seite eine aufrichtige Zuneigung bestand. Der Marschall war ein älterer Herr von grosser Herzensgüte und etwas nachgiebigem Charakter. Zu ihm fühlte sich Rousseau besonders hingezogen, und trotz der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung entwickelte sich zwischen Beiden ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniss, das erst durch den Tod des Marschalls gelöst worden ist. Rousseau spricht auch in späterer Zeit von dem vornehmen Freunde stets mit dankbarer Verehrung und mit unbedingtem Vertrauen. Die Frau Herzogin war eine ausserordentlich gewandte und geistreiche Dame, ihr Ruf aber war nichts weniger als gut. Man sagte ihr nach, dass sie in jungen Jahren ein geradezu ausschweifendes Leben geführt habe, und fürchtete später ihre scharfe Zunge. Da sie Rousseau mit der vollendeten Liebenswürdigkeit einer grossen Dame entgegenkam, gewann auch sie sein Herz. Verschiedene That- sachen, die Rousseau mittheilt, ebenso wie die erhaltenen Briefe lassen es als wahrscheinlich erscheinen, dass die Freundlichkeit, ja Zärtlichkeit, die die Herzogin Rousseau bewies, in der Hauptsache aufrichtig war. Freilich mochte der Dame von vornherein der Verkehr mit dem berühmten Schriftsteller vor Allem ein Zeitvertreib sein; sie liess sich seine neuen Werke vorlesen und fühlte sich durch den Umgang mit einem Manne,

Rousseau's Mannesalter.

der ganz anders war als die Herren vom Hofe, unterhalten. Dass mit der Zeit die Herzogin kühler und kühler wurde, erklärt sich einfacher durch die Annahme, dass Rousseau in ihren Augen den Reiz der Neuheit verlor und sie zu langweilen anfang, als durch die Vermuthung Rousseau's, er habe durch verschiedene Tölpereien die Gnade der Dame verscherzt. Sei dem nun so oder so, Thatsache ist nur, dass in späterer Zeit die Herzogin sich kalt und ablehnend gegen Rousseau gezeigt hat. Dass sie ihn gehasst und verfolgt habe, dafür fehlt der Beweis.

Von den Bekanntschaften, die Rousseau im Hause Luxemburg machte, wurden besonders zwei für ihn wichtig, die der Gräfin Boufflers und die des Prinzen Conti. Die Gräfin war ein Schöngest, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit vielen Gelehrten und schriftstellerte selbst. Auch der Prinz, dessen Geliebte die Gräfin war, hielt sich zur „philosophischen Partei“ und brachte der Literatur die grösste Theilnahme entgegen. Beide haben Rousseau viele Beweise ihres Wohlwollens gegeben und haben bedeutungsvoll in sein Leben eingegriffen.

Im Anfange des Jahres 1761 erschien die neue *Héloïse* und erregte einen Sturm des Beifalls. Rousseau gedachte nun noch den *Emil* und den Gesellschaftsvertrag herauszugeben und sich dann an einen stillen Ort zurückzuziehen, wo er in Frieden seine Tage beschliessen könnte. Er wollte der Schriftstellerei entsagen, nur noch das Wörterbuch der Musik, an dem er seit langer Zeit gelegentlich arbeitete, beenden und

Die Veröffentlichung des Emil.

die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzeichnen. Dieser verständige Plan wurde durch die Ereignisse vereitelt, und die Veröffentlichung des Emil brachte dem Verfasser statt der ersehnten Ruhe Verfolgungen, die ihm den Frieden für immer raubten. Schon der Druck dieses Buches verursachte Rousseau vielfachen Aerger und die peinlichsten Aufregungen. Frau von Luxemburg hatte Rousseau gebeten, ihr die Handschrift zu überlassen, da er, wie sie sagte, sich von den Verlegern über das Ohr hauen lasse. Rousseau hatte eingewilligt unter der Bedingung, dass das Werk nicht in Frankreich gedruckt werden dürfe. Er wollte sein Buch weder durch die Censur verstümmelt sehen, noch es ohne Genehmigung der Behörden erscheinen lassen. Er hielt an seiner Bedingung fest, obwohl nicht nur Frau von Luxemburg, sondern auch Herr von Malesherbes, der mit der Beaufsichtigung des Bücherwesens und der Censur in Frankreich betraut war, ihn zu beruhigen suchte. Frau von Luxemburg schloss den Vertrag mit dem Pariser Buchhändler Duchesne ab, der sich seinerseits mit dem holländischen Buchhändler Néaulme in Verbindung setzte. Rousseau war nun des Glaubens, dass der Druck in Holland stattfinden werde, musste aber entdecken, dass in Wirklichkeit zwei Auflagen zugleich hergestellt wurden, und dass die holländische ein Nachdruck der Pariser war. Ueberdem rückte der Druck in keiner Weise vorwärts, sondern wurde durch allerhand Spiegelfechtereien verzögert und stockte endlich ganz. Rousseau war zu dieser Zeit sehr krank. „Ich lebte seit länger als vier Jahren in Montmorency,

Rousseau's Mannesalter.

ohne dort auch nur einen einzigen recht gesunden Tag gehabt zu haben. Die Luft ist zwar herrlich, aber das Wasser schlecht, und dies kann sehr leicht mitgewirkt haben, mein gewöhnliches Leiden zu verschlimmern. Gegen Ende des Herbstes 1761 wurde ich ernstlich krank und brachte den ganzen Winter in fast ununterbrochenem Leiden hin. Das körperliche Leiden machte mir die Besorgnisse, die sich einstellten, noch fühlbarer (Freunde, denen er Theile des Emil mitgetheilt hatte, hatten ihn vor den Wirkungen des Buches gewarnt). Seit einiger Zeit beunruhigten mich dunkle, trübe Ahnungen, ohne dass ich wusste, weshalb“. Als nun der Stillstand im Drucke eintrat und der Buchhändler Rousseau weder schrieb, noch ihm auf seine Briefe antwortete, gerieth der in sein Zimmer gebannte Rousseau in Aufregung. „Meine Einbildungskraft, von dem langen Stillschweigen aufgeregt, fing an, mir Schreckbilder vorzuspiegeln. Je mehr mir die Veröffentlichung meines letzten und besten Werkes am Herzen lag, desto mehr quälte ich mich, zu entdecken, an welchem Haken es hängen geblieben, und da ich in Allem immer gleich zum Aeussersten fortgehe, glaubte ich in der Verzögerung des Druckes schon die Unterdrückung meines Buches zu erblicken. Ich schrieb Briefe über Briefe an Guy, an Herrn von Malesherbes, an Frau von Luxemburg, und wenn keine Antworten kamen, oder nicht zu der Zeit, wann ich sie erwartete, so wurde ich völlig irre, ja ganz wahnsinnig. Ich erfuhr unglücklicherweise in derselben Zeit, dass ein Jesuit, P. Griffet, von dem Emil gesprochen und so-

Paranoische Stimmung.

gar Stellen daraus angeführt habe. Im Augenblicke ist meine Einbildung blitzschnell entflammt und klärt mir das ganze schändliche Geheimniss auf“. Er fasste nämlich den Gedanken, die Jesuiten hätten in Voraussicht seines baldigen Todes sich der Handschrift bemächtigt und würden nach seinem Tode das Werk verstümmelt und in ihrem Sinne entstellt erscheinen lassen. Er schildert, wie unzählige Umstände ihm einfielen, die seine Hypothese zu bestätigen schienen, wie er überall Jesuiten sah und schliesslich in völlige Verzweiflung gerieth. Es gelang Herrn von Malesherbes, der ihn persönlich in Montmorency besuchte, ihn zu beruhigen. Rousseau erkannte seinen Irrthum und klagte sich nun in seinen Briefen auf das Schonungsloseste an, er habe seit sechs Wochen nur Ungerechtigkeiten begangen und Verleumdungen gegen ehrenwerthe Leute ersonnen, Krankheit und Verstimmung hätten ihn ein Gewebe von Abscheulichkeiten erfinden lassen u. s. f.

Man hat in dieser Verirrung Rousseau's den Beginn der geistigen Erkrankung sehen wollen. Ich glaube, dass ein sicheres Urtheil nicht möglich sei. Man kann sagen, der Aufregungszustand des körperlich kranken, einsamen und reizbaren Mannes sei etwas Krankhaftes, doch kein Irresein im engeren Sinne des Wortes. Dazu komme, dass Rousseau in Wirklichkeit Grund hatte sich zu beunruhigen. Es scheint, dass in der That mit seiner Handschrift Missbrauch getrieben, und dass Rousseau von verschiedenen Seiten auf das Gröblichste betrogen worden ist. Andererseits aber ist doch möglicher-

Rousseau's Mannesalter.

weise in diesen Vorgängen das erste Aufflammen der Paranoia zu erkennen, und ich muss sagen, dass mir diese Meinung viel für sich zu haben scheint.

Endlich erschien der Emil. Von allen Seiten kamen Rousseau Warnungen zu vor einem Sturme, der sich gegen ihn erheben werde. Herr von Malesherbes liess durch den Marschall alle Briefe, die er über den Druck des Emil geschrieben hatte, von Rousseau zurückfordern. Frau von Boufflers redete Rousseau dringend zu, nach England zu fliehen. Rousseau aber im Bewusstsein, seinerseits die Gesetze nicht verletzt zu haben, blieb vollkommen ruhig. In einer Nacht jedoch wurde er durch den Kammerdiener der Frau Marschall geweckt, und dieser überbrachte ihm einen Brief des Prinzen Conti. Die Verfolgung des Verfassers des Emil sei beschlossene Sache, schrieb der Prinz, der Hof fordere sie, das Parlament wolle sie. Am anderen Morgen werde der Verhaftbefehl ausgefertigt werden. Er, der Prinz, habe nur erlangen können, dass man Rousseau entfliehen lassen wolle. Bleibe er aber, so werde er gefangen gesetzt werden. Im Schlosse fand Rousseau die Herzogin in grosser Aufregung. Sie beschwor ihn, zu fliehen, da er im Falle eines Processes die Blossstellung seiner Freunde (d. h. ihrer und des Herrn von Malesherbes) nicht werde vermeiden können. Der Herzog und Frau von Boufflers unterstützten diese Bitte, und Rousseau konnte nicht widerstehen, so sehr ihm auch, da er auf seine gute Sache baute, die Flucht zuwider war. Am nächsten Tage reiste er in einem Wagen des Herzogs ab und erreichte unangefochten die Schweiz.

Die Verfolgung.

Man hatte Rousseau gesagt, er falle den politischen Umständen zum Opfer. Das Parlament, das im Begriffe war, die Auflösung des Jesuitenordens auszusprechen, wolle den Schein vermeiden, als ob es gegen Kirche und Religion streite, und wolle an dem Emil, in dem das „Bekennniss des savoyardischen Vikar“ als besonders anstössig erschien, wie an einem widerkirchlichen Buche, ein Exempel statuiren. Rousseau selbst hat sich wohl nie mit dieser Erklärung begnügt. Er war überzeugt, dass persönliche Beweggründe die Hauptrolle spielten, und dass seine Verfolgung das Werk seiner Feinde war. Insbesondere glaubte er, dass der Herzog von Choiseul seine Hand im Spiele habe. In dem Gesellschaftsvertrag, der einige Monate vor dem Emil erschienen war, hatte er an einer Stelle diesen Staatsmann, von dem er eine grosse Meinung hegte, zu loben beabsichtigt. Diese Stelle ist aber so wenig deutlich, dass Choiseul ebensowohl eine schneidende Verurtheilung in ihr finden konnte. Nun hatte Herr von Luxemburg eine Aeusserung gethan, aus der hervorzugehen schien, dass der Herzog von Choiseul sich für beleidigt durch Rousseau hielt. Es lag also der Gedanke nahe, dass der Zorn des Ministers das Parlament in Bewegung gesetzt oder doch angefeuert habe. In der That erklärt diese Annahme Vieles und man könnte sie für die richtige halten, wenn nicht die ganze Auseinandersetzung recht sehr an die Darstellungen der Paranoiakranken erinnerte, einen sozusagen paranoischen Anstrich hätte.

In späterer Zeit fasste Rousseau die Sache anders

Rousseau's Mannesalter.

auf. Alle Vorgänge während des Druckes und bei dem Erscheinen des Emil erschienen ihm geheimnissvoll, nach langem Nachdenken fand er, dass von vornherein ein Complot bestanden habe, und schliesslich gelang es ihm, die einzelnen Maschen des Netzes zu erkennen. In den Bekenntnissen deutet er seine Auffassung nur an, in einem Briefe an Herrn von St. Germain aber, der am 26. Februar 1770 geschrieben ist, spricht er sie offen aus. „Die Holbachianer, die mich schon zu Grunde gerichtet zu haben glaubten, waren wüthend, als sie mich im Schlosse Montmorency und bei dem Prinzen Conti in Gunst sahen, und liessen nun durch d'Alembert eine Mine graben. Indem sie sich jenen geheimen Verdruss, von dem ich gesprochen habe, zu Nutze machten, gelang es ihnen, ihr Complot durch den Temple in das Haus Luxemburg zu führen. Es ist leicht verständlich, wie Herr von Choiseul sich zu diesem besonderen Zwecke mit der Liga verband und sich zu ihrem Haupte machte. Dieser Umstand machte nun das Gelingen vermittels unterirdischer Wühlereien, deren Plan wahrscheinlich Grimm geliefert hatte, unfehlbar.“ Es soll also im Auftrage seiner Freunde d'Alembert, der in der That bei Frau von Luxemburg und besonders bei Frau von Boufflers sehr in Gunst stand, den Plan angegeben haben, Rousseau auf Grund des Emil verfolgen zu lassen, was nur geschehen konnte, wenn das Buch in Frankreich selbst erschien. Die beiden Damen sollen auf den Plan eingegangen sein, weil sie einen geheimen Verdruss gegen Rousseau wegen verschiedener seiner allzu freimüthigen oder ungeschick-

Die wahnhafte Deutung der Verfolgung.

ten Aeusserungen hatten. Frau von Boufflers, die dem Prinzen Conti, dem Bewohner des Temple, angehörte, wird als die zuerst Handelnde angesehen. Frau von Luxemburg bestimmte dann Rousseau, ihr die Handschrift des Emil zu übergeben, und liess das Buch in Frankreich drucken. Schon während des Druckes wurden Auszüge aus dem Buche gemacht, auf Grund deren sofort nach dem Erscheinen die Verurtheilung des Verfassers erfolgen konnte. Schliesslich trat Choiseul ein und lieh den Verschwörern seine Macht. Der Zweck des Ganzen aber war nicht sowohl, Rousseau in einen Process zu verwickeln, als ihn aus Frankreich zu verschleichen, ihn heimathlos zu machen und dann den Ruf des Abwesenden unwiderrufflich zu zerstören.

Wenn man das so liest und bedenkt, dass im Jahre 1770 Rousseau zweifellos von Verfolgungsvorstellungen beherrscht war, wird man ohne Weiteres in Rousseau's Darstellung ein Wahngelbde erblicken. Ich glaube auch, dass sie ein solches ist. Die Feindseligkeit d'Alembert's reicht kaum soweit zurück. Die der Damen Boufflers und Luxemburg ist überhaupt durch nichts bewiesen. Der edle Malesherbes würde sich nicht nur schwach, sondern dumm oder schlecht gezeigt haben. Ganz besonders ist die Annahme eines fein angelegten und gemeinsam befolgten Planes von vornherein unwahrscheinlich. Das Wenigste in der Menschen-Welt geschieht planmässig, und wenn jene vornehmen Leute mit ihrem umständlichen Verfahren nichts weiter beabsichtigt hätten, als Rousseau zu entfernen, so wären ihnen bequemere Mittel zur Hand gewesen. Es ist viel-

Rousseau's Mannesalter.

mehr kennzeichnend für den kranken Geist, dass er aus den mehr zufälligen Umständen ein scharfsinnig ersonnenes System ableitet. Immerhin ist hervorzuheben, dass Morin, dessen Untersuchung sehr gründlich und scharfsinnig ist, sich im Wesentlichen der späteren Auffassung Rousseau's angeschlossen hat. Auch er glaubt, dass die Herzogin von Anfang an in feindseliger Gesinnung gehandelt habe, und dass die Vertreibung Rousseau's ihr Ziel gewesen sei. Die Thatsache, dass der geistesgesunde Morin in derselben Weise urtheilte (oder irrte) wie Rousseau, zeigt allerdings, dass Rousseau's Darstellung nicht aus der Luft gegriffen ist. Es ist zuzugeben, dass in dieser ganzen Angelegenheit manches dunkel ist, aber, wie eben angedeutet wurde, erklärt die Rousseau-Morin'sche Auffassung das Unverständliche durch die grössten Unwahrscheinlichkeiten. Wenn wir sie für wahnhaft halten, geschieht es nicht nur ihres Inhalts wegen, sondern auch deshalb, weil die Gesamtauffassung des späteren Rousseau uns dazu drängt, wir sehen in ihr nicht nur ein Beweisstück für seinen Wahn, sondern beurtheilen sie auch nach diesem.
